

Höhlenbären und Altsteinmenschen im Simmental [Fortsetzung]

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 43

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648674>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sischen Grenadiere brechen. Die Reiterei hat Schlacht und Staat gerettet, der König trinkt unserem Lentulus an der Mittagstafel zu und versichert ihn ewigen Dankes.

Aber noch sollte Friedrich, «der irrende Ritter von Preussen» nicht «nach seinem Potsdam zurückkehren und in den Armen der Philosophie die Ruhe geniessen, deren er so lange beraubt war.» Es ist zwar,

Stärnschnuppe.

Es fällt e Stärn, wo geit er ächt o hi?
Nadäm er glüüchtet het, isch er verschwunde.
E Säligkeit vo wenige Sekunde
und alles isch uf einisch ganz verby.

So lüüchtet ds Glüd is mängisch wie-n-e Strahl,
mer möchte 's fasse, o das Flatterding.
Doch is mer z'langsam, üsi Chrest is z'gring.
Was blibe-n-isch, das isch bloß schal und fahl.

Stärnschnuppe gseht me-n-oft ds mitts i der Nacht.
Si is wie Grüeß us himmelsfernem Land.
Doch lär isch üsi müedi, schwachi Hand.
Mer hen vergäbe planget, gstuunt und gwacht.

Edgar Chappuis.

Höhlenbären und Altsteinmenschen im Simmental. (Fortsetzung.)

Die Bärenhöhlen im Simmental.

In diesen Stand der schweizerischen Urgeschichtsforschung sahen sich die Brüder David und Albert Andrist und ihr Mitarbeiter Walter Flüdiger hineingestellt, als sie ihre Ausgrabungen in den Simmentaler Kalkfeshöhlen begannen. Sie hatten in den Museumsbeständen in



Das „Gsäb“, der Felskopf mit den vorgeschichtlichen Höhlen.

Zürich und St. Gallen ein wertvolles Studienmaterial vor sich, und in der Urgeschichtsliteratur fanden sie die gewünschten methodischen Winke. Sie waren also keine Laien —

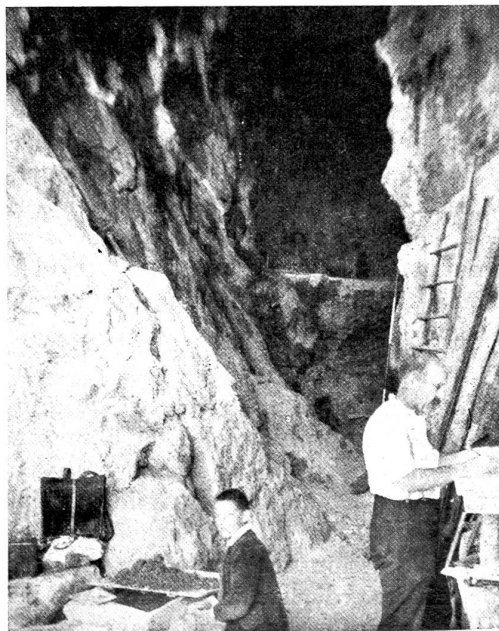
wie er de Catt gesteht, sein tägliches lukrezisches Gebet.

«Morgen früh muss mein altes Gerippe wohl oder übel wieder zu Pferd sein», sagt der fieberkranke König (damals 46jährig) an einem Novemberabend. Und anderntags ist er trotz seiner Krankheit schon bei Tagesanbruch zu Pferd und reitet in bitterer Kälte an der Spitze seiner Vorhut ... (Fortsetzung folgt.)

alle drei hatten als Sekundarlehrer Hochschulstudium hinter sich —, aber die praktischen Erfahrungen mußten sie sich erst noch erwerben.

D. und A. Andrist, als Buben der Lehrersleute von Oberwil i. S. aufgewachsen, kannten die Höhlen an der „Gsäßfluh“ oberhalb Bunschen (Bäuert zwischen Weissenburg und Oberwil) aus ihrer Jugend her. Früher nur den Berglern der Gegend bekannt, sind die Namen der Oberwiler-Höhlen: Mamischloch, Schnurenloch, Zwergliloch, Chineschänelbahn und Ranggiloch heute in die Literatur übergegangen. Die letztgenannte Höhle findet sich nicht am „Gsäßgrind“, sondern 9,5 Kilometer von ihm entfernt oberhalb Boltigen und 6—700 Meter höher gelegen. (Schnurenloch: 1225 Meter, Ranggiloch: 1845 Meter.)

Im Seminar hörten die Brüder Andrist zum erstenmal von Höhlenbären und Höhlenmenschen. In den Ferien trieb sie die Neugier in eine der Höhlen hinauf. Schon nach halbstündigem Graben fanden sie einige alte Tierknochen, mehr nicht. Sie verwahrten sie in einer Kiste und vergaßen sie halb. Erst Jahre später, nachdem sie an der Hochschule mit den ersten Begriffen der Urgeschichtsforschung bekannt geworden waren, nahmen sie die Knochen wieder hervor und zeigten sie ihren Professoren, die nichts damit anzufangen wußten. Der Basler Paläontolog Dr. Stehlin bestimmte ihnen dann den einen Knochen als „Capra ibex“ = Steinbock. Das war nicht ungünstig; denn diese Tiere lebten ja schon zur Zeit der Höhlenbären. Also durfte man mit Hoffnung weitergraben.



Der Eingang zur Schnurenlochhöhle. Von außen gesehen.

Dazu kam es vorläufig nicht. Erst 1925 wurde der Entschluß dazu reif. Die zwei Brüder fanden in dem Kollegen W. Flüdiger einen begeisterten Mitarbeiter. Erst

wurde das Mamilchloch in Angriff genommen. Mamilch (Mondmilch) heißt im Volksmund der weiße Kalkfinter, der ein beliebtes Heilmittel ist gegen franke Euter und der auch den stillenden Frauen die Milch mehren soll.

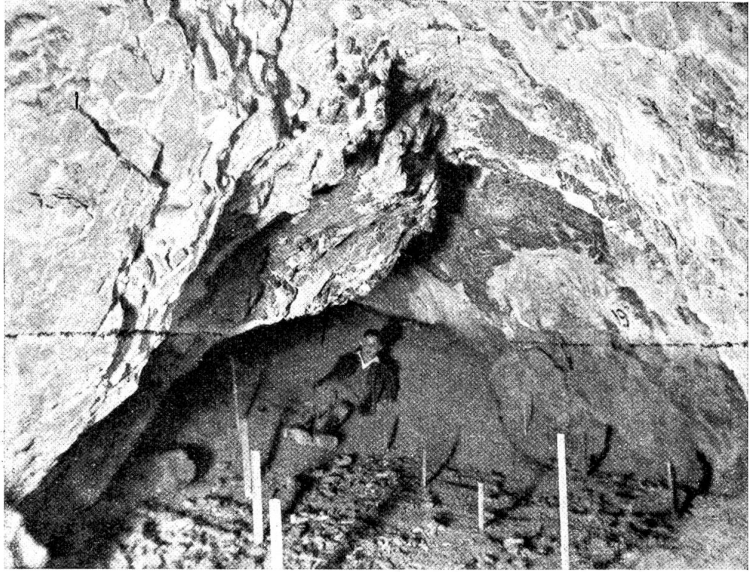
Im Mamilchloch blieb die Forschung nach dem Höhlenbären erfolglos. Sinegen stießen sie bald auf eine Kulturschicht aus der Bronzezeit und bargen ein Bronzemesser und viele Tonscherben. Auch fanden sie Knochen von Torfrind, Torfschaf, Torfziege, Schwein und Rake.

Ähnliche Resultate ergaben die Ausgrabungen in den benachbarten Zwergilochhöhlen I, II und III. Sie boten wertvolle Vorstudien für die späteren Forschungen.

Am interessantesten gestalteten sich die Ausgrabungen im Schnurenloch, die 1926 begonnen und 1928 und dann ununterbrochen alljährlich, teils im Frühling, teils im Herbst, gelegentlich auch im Sommer fortgesetzt wurden; sie sind heute, nach 10 Jahren, noch nicht abgeschlossen.

Man muß Einblick gewonnen haben in die subtile und wissenschaftlich exakte Arbeitsmethode der drei Forscher, um das langsame Tempo zu verstehen. Ferner muß man bedenken, daß sie nur drei ihrer Ferienwochen jährlich freimachen können, und daß sie jahrelang aus eigenen Mitteln arbeiteten; erst seit 1928 werden sie vom Historischen und vom Naturhistorischen Museum in Bern, deren urgeschichtlichen und paläontologischen Fachmänner (Prof. Dr. D. Tschumi und Dr. E. Gerber) als Helfer und Ratgeber an der Arbeit lebhaften Anteil nehmen, mit Beiträgen unterstützt. Es kommt das sachte Vorwärtsschreiten der Forscherarbeit zu gute, die hier ebenso sehr eine intellektuelle als eine manuelle ist. Denn es drängen sich bei jedem Stich in die Tiefe und bei jedem neuen Fund Überlegungen auf, die ebensooft auf benachbarten Wissensgebieten wie Geologie, Mineralogie, Stratigraphie, Topographie, Klimatologie, Botanik, Zoologie und Paläontologie (Lehre von den ausgestorbenen Tieren), wie auf dem der eigentlichen Prähistorie liegen.

In der Folge fanden sich denn auch bald die interessierten Fachleute aus diesen Wissensgebieten als willkommene Mitarbeiter ein. Die Herren Dr. Gerber und Dr. Rüzi in Bern bestimmten die Knochen, Prof. Ruz, Bern, deutete die Holz- und Kohlenvorkommnisse, die Geologen



Das Schnurenloch. Im hintersten Teil bei der Abbiegung.

forscher bekamen den Besuch von Dr. Keller-Tarnutzer, dem Sekretär der Schweiz. urgeschichtsforschenden Gesellschaft, zwei Regierungsräte von Bern kletterten zu ihnen empor und schauten sich interessiert die Sache an, Wissensdurstige in Menge, ein Lehrerverein und ein Volkshochschulkurs wallfahrten zur Höhle der Drei, um dort staunende Blicke zu tun in die Geheimnisse der Höhlenforschung. Die Bevölkerung des Tales nimmt lebhaften Anteil an den Arbeiten. Willig ließen sich einige Bergler als Mitarbeiter einschulen; sie leisten den Forschern treffliche Hilfsdienste.

Die Höhlenforscher an der Arbeit.

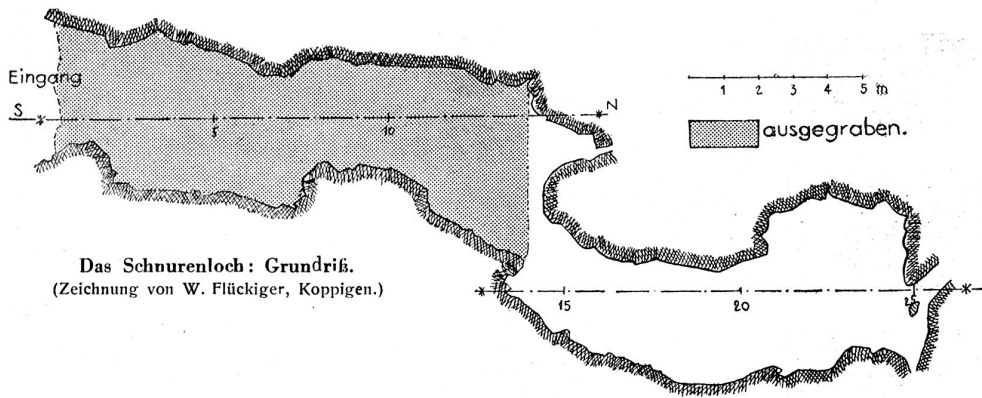
Die unserem Aufsatz beigegebenen Illustrationen, Aufnahmen und Zeichnungen von A. Andrist und W. Flückiger*), geben einen guten Begriff vom Arbeitsvorgang bei den Ausgrabungen. Die zwei Aufnahmen vom Eingang zur Schnurenlochhöhle zeigen die Forscher bei wichtiger Arbeit. David Andrist, der Leiter, führt die Fundkontrolle nach und schreibt abends die Ereignisse des Tages sorgfältig in seine Tagebücher ein. Jedes Fundstück wird nummeriert, mit Datum und Fundortzeichen versehen und verpackt zum Versand in die Tiefe. Walter F., sein kleiner Gehilfe, untersucht draußen am Tageslicht eine bestimmte Menge Aushub, von der man genau weiß, von welchem Flecken in der Höhle sie stammt. Denn der Höhlenraum war vorher genau ausgemessen und zeichnerisch auf Planpapier aufgenommen worden. Man hatte die Maße festgestellt: 18 Meter lang, 4—5 Meter breit und 6—7 Meter hoch, ein wahrhaft imposanter kirchenschiffartiger Raum. Hinten setzt sich die Höhle nach einem Durchschlupf rechts noch etwa 10—12 Meter fort. Auf dem Höhlenboden hatte man zwei Längsachsen gelegt (siehe Grundriß S. 764) und die Flächen rechts und links in Meterquadrate abgeteilt (siehe Aufnahme des Höhlenhintergrundes S. 763). Diese Quadrate wurden nummeriert und im Plane vermerkt. Zum Messen der Vertikalen fixierte man an der Höhlendecke zuerst einen Nullpunkt, auf den dann alle Tiefenzahlen bezogen werden konnten. Erst jetzt konnte das Ausgraben beginnen. Das Wort „Ausgraben“ weckt die falsche Vorstellung von Saniieren mit Pickel und Schaufel. Davon kann an den Stellen, wo es



Vier Geologe kommen zu Besuch.

Dr. Beck und Dr. Bieri in Thun stellten sich zu Untersuchungen der Gesteine und Ablagerungen an Ort und Stelle ein und gaben ihren Wahrspruch ab. Die Schnurenloch-

*) Die Klischees stammen aus einer Publication über die Simmentaler Bärenhöhlen im Alpenhorntalender 1933 von W. Flückiger und wurden uns vom Historischen Museum Bern freundlichst zur Verfügung gestellt.



Das Schnurenloch: Grundriss.
(Zeichnung von W. Flückiger, Koppigen.)

darauf ankommt, nicht die Rede sein. Die Forscher arbeiten mit Kratzern und Handschaufeln, meist aber mit der Hand. Die Funde müssen sorgfältig gehoben und auch in ihrer Lage genau untersucht werden. (Schluß folgt.)

Die Stenotypistin.

Von O. Henry.

Mr. Bitcher, Privatsekretär des Finanziers Harven Maxwell ließ den Blick seiner für gewöhnlich ausdruckslosen Augen milde interessiert, ja überrascht auf seinem Chef ruhen, als dieser um halb zehn Uhr vormittags zusammen mit der jungen Stenotypistin ins Bureau trat. Mit einem trockenen Grube stürzte der Bankier sich kopfüber in die Briefe, Schriften und Telegramme, die sich auf seinem Schreibtisch bergartig häuften.

Die Stenotypistin, nunmehr seit einem Jahre zu Maxwells Diensten, war ein schönes junges Mädchen von höchst antisthenographischem Aussehen. Ihr Haar trug sie kühn und reizvoll, und gar nicht nach der Mode; um ihren Hals schlangen sich keine Glasperlenketten und um ihre Arme keine vergoldeten Metallreifen; der Ausdruck ihres Gesichtchens war zugleich süß und respektgebietend. Ein einfaches graues Kleid zeichnete ihre zarten Formen ab. Unter ihrem schwarzen Hütchen, das eine grün-goldene Feder schmückte, quollen ein paar kastanienbraune Locken hervor. An jenem Morgen leuchteten ihre Augen, und spiegelten ihre Träume wieder, sie strahlte vor Glück und ihre zarten Wangen waren rosig wie Pfirsiche.

Bitcher, noch immer von milder Neugier bewegt, beobachtete das seltsame Gebaren der Angestellten. Statt sich sofort in ihr Zimmer zu begeben, wo ihre Schreibmaschine stand, schnüffelte sie zögernd im Bureau des Chefs herum. Mit einem Male näherte sie sich Maxwells Schreibtisch, wie um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

An dem Schreibtisch aber saß kein Mensch mehr, sondern ein über und über beschäftigter New Yorker Finanzmann, dessen Kopf wie ein Mühlrad ging und der sich in ein Wesen aus beweglichen Stahlfedern verwandelt hatte.

„Na, was gib't's?“ fragte Maxwell rau. Sein Schreibtisch war unter der Last der geöffneten Briefe wie unter einem Schneefall begraben. Seine grauen Augen hatten einen stechenden, unpersönlichen Blick, als sie das Mädchen anblickten.

„Nichts“, sagte die Stenotypistin und entfernte sich lächelnd. „Mr. Bitcher“, sagte sie dann ruhig, „hat der Chef Sie schon beauftragt, eine andere Stenotypistin zu suchen?“

„Ja“, antwortete der Sekretär, „er hat mir sogar gesagt, ich sollte sofort eine Neue suchen. Ich habe ein Vermittlungsbureau beauftragt, aber es ist noch keine Baskenmütze hier aufgetaucht.“

„Dann werde ich meine Arbeit wie sonst erledigen“, sagte das Mädchen, „bis Ersatz für mich da ist.“ Und sie nahm ihr Hütchen ab und hing es an seinen gewohnten Platz.

Wer niemals das Schauspiel erlebt hat, das ein Bankier in Manhattan bietet, in der zyklonischen Stunde, in der die Schicksale der Menschen und die Börsenkurse geformt werden, der möge auf den Beruf des Anthropologen Verzicht leisten. Ein Dichter hat „die Stunde, die von Arbeit überquillt“, besungen. Die Stunde eines New Yorker Finanziers quillt nicht nur über, ihre Minuten, ja Sekunden pressen sich so zusammen wie die Menschen in einer überfüllten Straßenbahn. An diesem Tage aber war Maxwell noch überbeschäftigter als sonst. Aus dem Radio brach ohne Unterbrechung ein Strom von Wortkilometern, das Telefon war von einem dauernden Husten befallen, und das Bureau füllte und leerte sich ohne Unterlaß mit Geschäftsleuten, die den Chef in jovialem, energischem, nervösem, ja beleidigendem Tonfall behelligten. Die Lauffinger kamen und entschwandten wie der Blitz, holten und brachten Briefe und Telegramme, die Angestellten schwankten auf ihren Sätzen wie Seeleute im Sturm, und sogar im Gesichte Bitchers ließ sich ein Ausdruck vermerken, den man animiert hätte nennen können.

Mitten in dieser stürmischen, fieberhaften Aktivität tauchte vor dem Bankier unerwartet eine Strähne blonden Haars auf, eine Samtkappe, eine Pelzjacke aus Fischotter-Imitation und eine Kette aus ruhgroßen Glasperlen, die vielfach um einen weißen Hals geschlungen war. Diese Akzessorien gehörten einem weiblichen Wesen an, das Bitcher an den Schreibtisch des Bankiers herangeschoben hatte.

„Das Fräulein ist aus der Stellenvermittlung — für den freien Posten“, erklärte Bitcher.

Maxwell drehte sich halb herum, die Hände in Papieren vergraben.

„Was für eine Stelle?“ fragte er und runzelte die Brauen.

„Die Stelle der Stenotypistin“, antwortete Bitcher. „Haben Sie nicht gestern gesagt, daß wir eine Neue brauchen?“

„Sind Sie wahnsinnig geworden, Bitcher?“ donnerte Maxwell. „Wer hat Ihnen so eine blödsinnige Anordnung gegeben? Ich bin mit Fräulein Leslie außerordentlich zufrieden, sie ist ein Jahr hier, und ehe sie nicht selbst kündigt, bleibt sie. Fräulein, bedaure, ich brauche niemand. Benachrichtigen Sie die Stellenvermittlung, und bringen Sie mir nicht noch mehrere solche Exemplare vor die Augen.“

Die Perlenkette hüpfte indigniert auf dem weißen Hals hoch und verließ das Bureau. Bitcher benützte eine Atempause, um dem Buchhalter zuzuraunen, daß der Chef täglich unerträglich werde.

Der Rhythmus und das Fieber der Geschäftsstunde wurde immer wütender. An der Börse stürzten mitleidlos Dutzende von Papieren, an denen einige Klienten von Maxwell stark engagiert waren. Kaufs- und Verkaufsaufträge kamen im Sturmflug. Und jetzt fielen auch noch einige Papiere, an denen Maxwell privat interessiert war, und der Finanzier arbeitete unter Hochdruck, wie eine kraftvolle Präzisionsmaschine, ohne einen Augenblick der Unschlüssigkeit.

Aus Papieren, Aktien, Obligationen, Hypotheken besteht diese Finanzwelt, eine Welt, die allem natürlichen, menschlichen unerreichbar ferne ist.

Als die Mittagsstunde näher rückte, verlangsamte sich der Rhythmus der Arbeit. Maxwell stand vor seinem